

Wissenschaft im Hamsterrad

Hartmut Rosa über Publikationsflut und „Open Access“

Wann haben Sie Ihr letztes Paper veröffentlicht?

Das liegt hier gerade druckfrisch vor Ihnen auf dem Tisch.

Und das wie viele ist das in diesem Jahr?

Es ist mein 117. insgesamt. In diesem Jahr wird es vielleicht das Zehnte sein.

Sie haben vorgeschlagen, Wissenschaftler sollten sich eine Publikationsbeschränkung auferlegen. Warum?

Weil ich glaube, dass der wissenschaftliche Betrieb inzwischen darunter leidet, dass wir uns alle in einem immer erbarmungsloseren Hamsterrad bewegen. Das uns dazu zwingt, schnell zu publizieren und das bedeutet automatisch und notgedrungen auch schnell zu rezipieren. Man kann nur noch sehr selektiv lesen oder man muss in immer kürzeren Zeiten das verarbeiten, was andere in immer kürzeren Zeiten schreiben. Auch die Gutachter haben kaum noch Zeit. Sie lesen ganz schnell, sie gutachten ganz schnell, das fördert nicht die Qualität der Publikationen. Es ist oft die reine Willkür, was einem Gutachter auffällt oder was er dann zu Papier gibt, was überarbeitet werden müsste. Und dann muss das Zeug auch gelesen werden. Das führt zu atemlosen Rezeptionsschleifen und Produktionsschleifen. Und ich glaube, dass dadurch nichts verbessert wird, weder die Qualität der Zeitschriften noch die Qualität der Forschung oder die Qualität der Diskussion.

Inzwischen hat auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft Regeln gegen die "Publikationsflut" aufgestellt: Wissenschaftler sollen in Förderanträgen nur noch wenige, besonders relevante Publikationen angeben. Erwarten Sie, dass sich die Praxis des wissenschaftlichen Publizierens dadurch ändert?

Die DFG ist insbesondere alarmiert worden durch die Praxis des scheinweisen Veröffentlichens. Also, dass man wissenschaftliche Erkenntnisse in möglichst kleine Einheiten schneidet, um dann möglichst viele Publikationen zu erzielen. Damit steigt die Quantität ohne jeden Qualitätsgewinn. Und dem will die DFG entgegenwirken, indem sie sagt, zusammengehörende Forschungseinsichten sollten auch zusammengehörend veröffentlicht werden. Wenn ich nur fünf



Durch dicke Stapel von Papier muss sich auch der Soziologe Prof. Dr. Hartmut Rosa von der Uni Jena als Gutachter von Forschungsanträgen und wissenschaftlichen Aufsätzen arbeiten. Sein Vorschlag: Wissenschaftler sollten sich auf wenige, aber qualitativ bedeutende Publikationen beschränken.

Foto: Günther

Publikationen angeben darf, dann ist es wiederum sinnvoll, möglichst viel in eine Publikation zu packen. Ich gehe davon aus, dass das einen gewissen Effekt haben wird, aber dass es das Problem alleine nicht heilen wird. Weil die Gründe, die die Hamsterräder treiben, sehr vielfältig sind und nicht von einer einzelnen Institution allein geregelt werden können.

Lassen sich wissenschaftliche Erkenntnisse überhaupt "dosieren" und bedeutet eine Beschränkung im Publizieren nicht einen Verlust an wissenschaftlicher Produktivität?

Also, es ist nicht ganz so einfach wie es auf Anhieb scheint. Es geht natürlich nicht darum, die Meinungs- und Publikationsfreiheit einzuschränken. Sondern lediglich darum, dass dort, wo gerankt und bewertet wird, wo es um die Anwerbung von Forschungsgeldern oder den Ausweis von Exzellenz geht, dort soll pro Antrag nicht mehr als eine bestimmte Zahl an Publikationen genannt werden. Jedem Wissenschaftler ist es aber freigestellt, sich darüber hinaus zu allen möglichen Themen zu äußern. Und er hat es ja auch selber in der Hand zu sagen, ich habe zwar sieben Publikationen geschrieben, aber diese drei sind die Wichtigsten. Da gewinnt das Antrags- und Begutachtungswesen an Qualität und ich glaube, dass wir dabei alle gewinnen werden.

Wie schaffen Sie selbst es, unter den unzähligen Publikationen in Ihrem Fach, die richtigen zu lesen? Und kann ein Wissenschaftler heute überhaupt noch über umfassendes Wissen in seinem Fachgebiet verfügen?

Ich habe ja nicht zuletzt deshalb vorgeschlagen, etwas gegen die Publikationsflut zu unternehmen, weil ich ein Unbehagen habe, in diesem System, nicht nur als Autor, sondern auch als Gutachter. Man muss ja das gesamte Feld überblicken. Man muss den einzelnen Antrag, den einzelnen Artikel wirklich sorgfältig lesen, aber auch sorgfältig durchdenken und man muss dann sehr sorgfältig Vorschläge machen, was z. B. überarbeitet werden soll. Und alle diese Schritte sind sehr zeitaufwendig und ich habe diese Zeit als Gutachter oft nicht. Das sind Probleme, die, glaube ich, heute überall auftreten. Wenn man 32 Anträge innerhalb von vier Wochen zu begutachten hat, schafft das kein Mensch sorgfältig.

Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Entwicklung von "Open Access"-Medien? Führt dieses Konzept - wissenschaftliche Literatur kostenfrei im Internet jedem Interessierten zugänglich zu machen - nicht zwangsläufig zu weiter steigenden Publikationszahlen?

Es gehen damit schon Probleme einher. Die Fragmentierung des Wissens beispielsweise ist kaum noch aufzuhalten. Es gibt ja für alles Spezialforen, die meistens auch von Spezialgesellschaften dominiert werden, was eine ganz ungünstige Entwicklung ist. Weil eine Seilschaft eigentlich das Gegenteil einer Qualitätsgarantie ist: Leute, die sich kennen, kooperieren und schustern sich daneben meinetwegen Fördergelder zu. Das ist ein Problem. Und "Open Access", glaube ich, steigert die Unübersichtlichkeit und zum anderen ist nicht so ganz klar, was denn Qualitätskriterien sein können, die dort Suchroutinen erzeugen. Auf der anderen Seite ist es natürlich gut, dass man mit "Open Access" finanzielle und politische Barrieren überwinden kann und wirklich jeder Zugang zu relevanten Informationen hat. Also die Beseitigung von Zugangsbarrieren finde ich gut und "Open Access" stellt auch eine Möglichkeit dar, experimentelle Ideen zu veröffentlichen. Da passieren ja auch Sachen, die anderswo kaum eine Chance hätten. Trotzdem ist es auch ein Problem, wenn man jedem Publikationsmöglichkeiten schafft, ohne dass eine Kontrolle die Qualität bestätigt. Ein Problem,

das nicht gelöst ist, nach meiner Erkenntnis.

Nutzen Sie selber "Open Access"-Medien als Autor oder Rezipient?

Als Autor eigentlich ganz selten. Ich halte da eher an den traditionellen Printmedien fest, wengleich ich auch mal etwas für eine Internetzeitung schreibe. Aber das ist eher die Ausnahme. Ich konsumiere es jedenfalls eher sporadisch. Wenn ich irgendwo auf ein solches Medium verwiesen werde, dann gehe ich dem schon nach, also ich habe keine Berührungängste. Aber ich benutze es nicht im strategischen oder im größeren Sinne.

Uni-Journal-Jena November 2010
(Interview: Ute Schönfelder)